

ro
ro
ro



Auf
diese
Art
zusammen

*Eine Geschichte
von Lou*



JOJO MOYES

Deutsche Erstausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Verlag, Hamburg, Juni 2020

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

«Lockdown with Lou»

Copyright © 2020 Jojo's Mojo Ltd.

Covergestaltung Claudia Duzzi

Coverillustration iStock; Daniela Terrazzini / The Artworks

JOJO MOYES

*Auf diese Art
zusammen*

Aus dem Englischen von Karolina Fell

Louisa. Wo ist dein Kochtopf? Du hast dir keinen Kochtopf geholt!»

Mum steckte ihren Kopf in die Garage, wo ich versuchte, einen von den Kleiderkartons durchzusortieren. «Wie sieht es denn hier aus? Du weißt doch, dass Dad den Rasenmäher nicht aus der Garage holen kann, wenn deine ganzen Kartons hier gestapelt sind.»

Genau darauf hatte ich Dad aufmerksam gemacht, als wir sie hineingepfercht hatten, aber er hatte nur mit einem Schulterzucken gesagt, das wäre schon in Ordnung.

Im Moment konnte man ihn gerade noch so sehen, wie er auf einem Liegestuhl im hüfthohen Gras unseres winzigen Gartens saß und das nächste Bier aufmachte. «Eine echte Schande», murmelte er und trank einen Schluck.

«Dieser Mann hat sein Leben lang für diesen Lockdown trainiert», sagte Mum, während ich einen Karton auf einen anderen zurückhievt. «Zwölf Stunden täglich nur auf dem Hintern sitzen, abgesehen von den Essenspausen. Los, Bernard! Noch zehn Minuten bis zum Beifall! Steh auf!»

«Mum, muss ich dabei wirklich mitmachen? Ich muss dringend diese Kartons durchsortieren.»

«Die beschichtete Pfanne letzte Woche war viel zu leise. Vielleicht geht es ja mit dem Eierkocher und einem Vorleaglöffel aus Metall. Los. Wir haben nicht mehr viel Zeit. Fühlst du dich nicht wohl? Du bist ein bisschen blass. Hast du Fieber?»

«Mir geht's gut.»

Sie musterte mich zweifelnd, dann drehte sie sich um und ging ins Haus. Ich betrachtete die sechs Kartons mit Vintage-Kleidung, die Ausbeute einer Versteigerung, die ich beinahe zwei Monate zuvor hierhergebracht hatte, dann zog ich seufzend das Garagentor zu und machte mich auf die Suche nach einem lauterem Topf.

Ich war im März nach England gekommen, so wie ich es vier Mal pro Jahr tat, um den Warenbestand meines Vintage-Mode-Verleihs *The Bees Knees* aufzustocken. Normalerweise wohnte ich bei Mum und Dad, flog nach einer Woche wieder heim nach New York und ließ mir die Kleidung per Container nachschicken.

«Seltsam. Die Reederei sagt, sie kann meine neue Ware nicht befördern», hatte ich meinen Eltern erklärt, während ich meine Mails checkte. «Irgendwas mit einem Virus.»

«Oh, irgendein Virus gibt es immer», sagte Dad. «Das geht vorbei. Ich hab von einem gehört, den die Schweine bekommen haben, und die kriegen deswegen keine Panik.»

«Wag es bloß nicht, nach New York zurückzugehen, solange deine Kartons hier die Garage blockieren», sagte Mum.

«In dem einen ist Chanel-Kleidung. Für die würde ich noch eher ein eigenes Erste-Klasse-Ticket kaufen und die Sachen vor mir nach Hause schicken.»

Und dann kam der Lockdown.

Und die Welt kam zum Stillstand.

Dads Freund Paddy aus dem Freizeitclub, der jemanden kannte, der jemanden aus dem öffentlichen Dienst kannte, sagte, es würde zwei, höchstens drei Wochen dauern. Ich rief die Mädels im *Vintage Clothes Emporium* an und sagte ihnen, sie sollten meine Abteilung schließen und dass ich bald zurück wäre. Ich organisierte online einen Lebensmittel-Lieferservice für Sam, und er sagte, es würde nichts bringen, wenn ich versuchte, möglichst schnell zurückzukommen, weil es hieß, Rettungssanitäter müssten sich ohnehin von ihren Familien fernhalten. «Wenn das wochenlang dauert, bist du besser bei deiner Familie und nicht hier allein.»

Ich war erleichtert, dass ich Dean Martin mitgenommen hatte (er war schon ziemlich alt, und ich ließ ihn nicht gern länger als ein paar Tage allein), und er lag schnarchend in dem Korb zu meinen Füßen, während ich meine Stammkunden anrief und erklärte, dass ich auf einer Einkaufstour sei, aber bald mit neuer Ware zurück wäre.

«Meine Güte, ist das ein hässlicher Hund», sagte Dad bewundernd, wie jedes Mal, wenn beim Hereinkommen sein Blick auf ihn fiel. «Er würde bei der Hässlichkeitsolympiade garantiert drei Goldmedaillen gewinnen.»

«Schsch», sagte ich und hielt Dean Martin die weichen Ohren zu. «Du verletzt seine Gefühle.»

«Und er verletzt jedes Mal meine, wenn er einen Furz lässt. Aber ich beschwere mich trotzdem nicht.»

«Wir wissen alle, dass das nicht der Hund ist, Bernard», sagte Mum.

Im Lauf der Wochen war ich nach einer Phase heilloser Panik in Angst, Unruhe und Wut verfallen, bis ich schließlich

so etwas wie einen Zustand der Akzeptanz erreichte. Es war so ähnlich wie bei den Phasen der Trauer von Kübler-Ross, allerdings mit vier kohlenhydratreichen Mahlzeiten täglich und Mum, die jeden mit Desinfektionsmittel ansprühete, der ihr näher als zwei Meter kam. Selbst innerhalb des Hauses.

Meine Eltern waren zunächst ziemlich gut damit umgegangen, hatten spaßhaft einen Riesenbogen geschlagen, wenn ihnen jemand auf dem Gehweg zu nahe kam, und sich über die blassen TV-Berühmtheiten amüsiert, die sich jetzt ohne professionelles Make-up zeigten. «Sieh dir mal an, was Sophie Raworth mit ihrem Haar gemacht hat! Sie kriegt das wirklich gut hin. Ich wüsste zu gern, welche elektrischen Lockenwickler sie ihr gegeben haben.»

«Bei diesem Wetteransager hat man den grauen Ansatz gesehen», stimmte Dad zu. «Ich glaube, der hat sich heute an der Schuhcreme vergriffen. Sieht aus wie ein Rabe.»

Mum und ich machten jeden Vormittag die Gymnastik von Joe Wicks mit, wir lachten und schwitzten und versuchten, nicht über den Couchtisch zu stolpern. Abends grummelten wir, wenn die neuesten behördlichen Anordnungen im Radio durchgegeben wurden, und Mum kämpfte mit der Wachsamkeit und Erbarmungslosigkeit eines Auftragsmörders gegen unsichtbare Bakterien, die in unser Haus gekommen sein könnten, ging mit Chlorbleiche auf Türgriffe, Vorhangringe und Dean Martins Pfoten los und überprüfte drei Mal täglich, ob wir Fieber hatten. Das Haus war noch nie so sauber gewesen. Zwei Mal hatte sie angefangen, meine Bettwäsche zu wechseln, bevor ich überhaupt aufgewacht war.

Wir hielten über Zoom Familien-Videokonferenzen ab, bei denen Treena und ich versuchten, uns zu unterhalten, wäh-

rend die kleine Lila, ihr zweites Kind von Eddie, Schmatzer auf den Bildschirm pflanzte und Mum mit einem feuchten Tuch auf unserem Computer herumwischte. Treena legte komplizierte Excel-Tabellen an, in denen sie tagesaktuell die weltweiten Sterberaten und Fallzahlen verglich, und tat die Verschwörungstheorien ab, die Mum bei Facebook gelesen hatte. «Nein, Mum, kein Schattenregiment hat dieses Virus über Klimaanlagen verbreitet. Und nein, mit Wasserstoffperoxyd zu gurgeln, ist keine gute Idee.» Sie und Eddie hatten den häuslichen Schulunterricht von Thom so streng durchgezogen, dass sich Thoms Lehrer gezwungen gesehen hatten, sie zu bremsen, weil die anderen Kinder dabei zurückblieben.

Jede Woche fuhr ich zum Supermarkt, stellte mich folgsam in die Schlange, schwitzend unter meiner Maske aus rosafarbenem Paillettenstoff (alte Vorlieben legt man nicht so leicht ab), nickte Leuten zu, die Nachbarn sein könnten, und wick Männern mittleren Alters aus, die geradewegs auf mich zu steuerten, als würden wir menschlichen Autoscooter spielen. Ich trug meine mickrige Beute nach Hause wie Kriegstrophäen. «Seht mal! Mehl! Und Yorkshire-Tea! Es war die letzte Packung, also musste ich richtig laut husten, damit diese Frau aus dem Gang flüchtete.»

Und jeden Donnerstag standen wir beifallklatzend vor der Haustür und machten Bemerkungen darüber, wie schön es war, dass die Nachbarn miteinander ins Gespräch kamen. Mum ermunterte uns mit Ellbogenstößen zum Weiterklatzen, bis wir unsere Hände zusammenschlugen wie erschöpfte Seehunde.

«Ich lasse nicht zu, dass Siobhan aus der 42 behauptet, wir wären nicht für den National Health Service», zischte sie.

«Mum. Du klopfst auf einen Topfdeckel, verteilst Intensivpflege-Muffins und trägst eine Schürze, auf die du I LOVE THE NHS gestickt hast. Ich glaube, das kapiert jeder.»

Acht Donnerstage hatten wir das gemacht. Ich redete mir ein, all das wäre nur ein seltsames kleines Intermezzo und dass ich Sam bald wiedersehen würde. Dass ich mein eigentliches Leben wiederbekommen würde. Dass ich einfach versuchen sollte, die zusätzliche Zeit mit Mum und Dad zu genießen. Und mich nicht über das Haus aufregen sollte, das so klein war, dass Dad von unten jede meiner Regungen kommentierte. Aber in Wahrheit kämpfte ich darum, alle bei Laune zu halten. Meine Eltern waren in eine Art Schockstarre verfallen. Mum und ich hörten auf, bei der Sendung von Joe Wicks mitzumachen, als seine schöne Frau die Leitung übernahm, und gestanden uns, dass wir uns bei ihrem Anblick fühlten wie zwei unförmige Kartoffeln. Dad tat nichts, außer fernzusehen oder auf seinem Liegestuhl in dem verwilderten Garten zu sitzen. Er vermisste seine Freunde aus dem Freizeitclub, unterhielt sich aber nicht gern am Telefon oder über den Computer, und so saß er nur herum und murrte über den Zustand der Welt in seinen nicht vorhandenen Bart hinein, wie es Mum ausdrückte. Ich führte Dean Martin auf denselben Straßen aus, in denen ich als Kind herumgelaufen war, und er sah so genervt von alledem aus, wie ich mich fühlte (allerdings hatte ich ihn ehrlich gesagt nie mit einer anderen Miene gesehen).

Ich scrollte durch Instagram und bewunderte anderer Leute Bananenbrot, verschwommene Sonnenuntergänge und Bikinifiguren, während ich auf meinem Bett lag, mich darüber wunderte, dass es schon wieder vier Uhr nachmittags war, und darauf wartete, dass der Tag vorüberging.

Und jeden Tag überprüfte ich 158 Mal mein Smartphone auf Nachrichten von Sam. Zwanghaft studierte ich die amerikanische Corona-Statistik. Wenn Sam länger als 12 Stunden nicht angerufen hatte, glaubte ich, er sei tot. Schließlich hörte ich mir keine Nachrichtensendungen mehr an, weil sie mir Angst davor machten, wie die Welt sein würde, wenn ich irgendwann wieder in ihr unterwegs wäre. An manchen Tagen hatte ich das Gefühl, nur für die Momente zu existieren, in denen wir miteinander sprechen konnten.

Du fehlst mir.

Du fehlst mir.

Du fehlst mir auch.

Manchmal kam es mir vor, als wäre das alles, was wir einander sagten.

Ohne Sam fühlte ich mich verloren. Ich konnte die Augen schließen und genau empfinden, wie es war, neben ihm zu liegen, meinen Kopf an seiner Brust, mein Bein über seines geschoben. Wie er seinen Arm um mich schlang, mich an sich drückte. Mir fehlten unsere Sonntagvormittage in dem Diner am Columbus Circle, unsere Freitagabende, an denen wir ausgingen, und unsere Spaziergänge im botanischen Garten am Prospect Park. Mir fehlten unsere albernen Witze und der Anblick unserer verknäulten Kleidung im Wäschekorb oder ihn vor dem Laden mit dem Motorrad auf mich warten zu sehen, wenn er Frühschicht gehabt hatte.

Jeden Morgen gab es den Moment, in dem ich aufwachte und blindlings nach ihm tastete, und wenn mir dann bewusst wurde, dass er nicht da war, kam es mir vor, als würde der Tag wie ein tiefer Abgrund vor mir liegen.

«Es kommt mir vor, als würde das nie wieder aufhören», hat-

te ich bei unserem letzten Telefonat gesagt. Es gab nicht viel, was ich ihm erzählen konnte. Von dem, was er mir erzählen konnte – die Notrufe, das endlose Wechseln von Schutzkleidung, die Erschöpfung bis auf die Knochen, der Sauerstoff, die Sirenen, die Sirenen, die Sirenen –, wollte er nichts sagen. «Kennst du diesen Bergsteigerspruch?», hatte er nach einem Moment gefragt. «Schau nicht nach oben. Schau nur auf deine Füße. Ein Schritt nach dem anderen, Lou. Bis wir wissen, dass wir auf der Zielgeraden sind.»

Ich versuchte, ihm nichts vorzuheulen. Er hatte es jeden Tag mit Leben und Tod zu tun. Ich dagegen damit, dass Dad die Schokoladenkekse aufgegessen hatte, die ich in dem Schrank über dem Herd beiseitegelegt hatte.

«Bleib gesund», flüsterte ich und wiederholte es abergläubisch jedes Mal, wenn er den Hörer auflegte.

In der neunten Woche fand ich nach dem Aufwachen eine Mail von Lydia aus dem *Vintage Clothes Emporium* vor. Ich ging davon aus, dass sie sich nach einem Kleid aus meinem Warenbestand erkundigen würde – wir verkauften häufig etwas füreinander –, doch diese Mail war untypisch düster.

Und jetzt sagt der Besitzer, dass er es sich nicht leisten kann, unsere Miete zu senken. Wir haben tagelang darüber diskutiert, aber unterm Strich ist herausgekommen, dass wir schließen müssen. Bestenfalls können wir alles online stellen. Es tut mir echt leid, aber wir haben keine Wahl. Wir sind ja vorher schon kaum mit den Einnahmen durchgekommen. Vielleicht könnten wir online was zusammen machen, was meinst du?

Bleib gesund, Süße. Du fehlst uns.

Lydia xxx

Ich las die Mail zwei Mal, wollte es nicht glauben, obwohl ich diesen Tag seit Wochen hatte kommen sehen. Ich ließ die Stirn in die Hände sinken, während Lydias Worte in meinem Kopf nachhallten.

Das war's also. Mein Geschäft war futsch. Und wir brauchten zwei Einkommen, um die Wohnungsmiete bezahlen zu können. Alles, was ich gewollt hatte, alles, wofür ich in den letzten fünf Jahren so hart gearbeitet hatte, brach um mich zusammen.

«Alles in Ordnung, Liebes?», fragte Mum, als ich schließlich nach unten kam. «Du bist schrecklich blass.»

Sofort legte sie mir die Hand auf die Stirn. Die Hypochondrie in unserem Haushalt grenzte inzwischen an Wahnsinn. Bei jedem Husten, Niesen oder dem kleinsten Hinweis auf Müdigkeit schrie wenigstens ein Mitglied des Haushalts: CORONA!!, und zog sich augenblicklich in sichere Entfernung zurück. Das Schlimmste daran war, wie man sich selbst in vermeintliche Symptome hineinsteigerte. Fühlte ich mich krank? Ja, ich fühlte mich eindeutig krank. Hatte ich da eben einen Schmerz in der Lunge gespürt?

«Bin nur müde», sagte ich und setzte mich an den Tisch. Ich war wirklich müde. Müder als jemals zuvor. Ich hatte einen Artikel darüber gelesen: Eine Pandemie aktivierte anscheinend einen Teil des Gehirns, der einen sonst in die Flucht vor einem Bären oder dergleichen trieb. Und wenn man den Bären nicht sehen konnte, wurde das arme Gehirn noch mehr strapaziert. Das hatte ich Treena bei einem Zoom-Telefonat

am Vortag zu erklären versucht, worauf sie gesagt hatte, sie wäre ziemlich sicher, dass da kein Bär war und in meinem Fall nicht mal ein Hirn, also musste ich sie daran erinnern, dass ich einen Sturz von einem Gebäude überlebt hatte und sie deshalb gefälligst die Klappe halten sollte, und dann hatte sich Mum eingeschaltet: *Wie alt seid ihr? Zwölf?*

Ich brachte es nicht fertig, ihr die Wahrheit über den Laden zu sagen.

«Hab nur schlecht geschlafen. Wird schon wieder», sagte ich. Mum sah mich mit dem Blick an, mit dem einen Mütter ansehen, wenn sie ganz klar kein Wort glauben und vorhaben, Informationen aus einem herauszulocken, sobald sie Gelegenheit dazu haben. Dann machte sie sich wieder daran, die Kehrschaufel und den Handfeger mit Chlorbleiche zu bearbeiten.

Ich erzählte es Sam an diesem Abend über Skype. Ich hasste es, ihm schlechte Nachrichten zu überbringen, schließlich watete er schon den gesamten Tag darin.

«Also ... vielleicht findest du einen anderen Laden», sagte er und rieb sich erschöpft übers Gesicht.

«In Manhattan? Und überhaupt, wer will nach dieser Sache noch die Kleidung von jemand anderem tragen? Die Leute werden alle eine Bakterienphobie kriegen. Wahrscheinlich wird eine Vorschrift erlassen, nach der ich alles in die Kochwäsche stecken muss, bevor ich es verleihe.»

«Das weißt du nicht.»

«Und wovon sollen wir die Wohnung bezahlen?»

«Wir haben ein paar Ersparnisse.»

«Aber nicht genug.»

«Sollten wir uns darüber nicht lieber Sorgen machen, wenn wir wieder zusammen sind ...?»

«Sorry. Ich bin einfach ... traurig, schätze ich. Es ist, als würde alles zu Ende gehen, und ich hatte nicht mal die Gelegenheit, mich zu verabschieden.»

«Es ist nicht alles zu Ende. Es geht uns gut, oder? Aber es kann sein, dass uns diese Sache zwingt, ein paar Entscheidungen zu treffen.»

Ich muss skeptisch ausgesehen haben.

«Alles ändert sich, Lou. Vielleicht ist es auch Zeit für uns, etwas zu ändern.»

Sam und ich waren meiner Schwester zufolge Weltklasse-Nicht-Entscheider. Wir schoben alles auf. Wir redeten regelmäßig darüber, nach England zurückzukehren – unsere Familien fehlten uns, und Sam wollte in seinem Haus wohnen, nicht in einem winzigen überteuerten Apartment. Nur dass wir uns nicht zum Gehen überwinden konnten. Wir hatten darüber geredet, eine Familie zu gründen – Treena in der Schwangerschaft mit Lila zu sehen, hatte einen Nestbautrieb in mir ausgelöst, zudem, wie es Dad (ein wenig zu oft) ausdrückte, wurde ich nicht jünger. Wenn Mum und Dad und ich auf dem Bildschirm die Kinder hinter Treena und Eddie herumtoben sahen, sagte Mum weinerlich, dass sie die Kindheit ihrer Enkel verpasste, und ich bekam das traurige Gefühl, dass ich mit jedem Monat ohne Sam meine Gelegenheit versäumte. Wir würden auf jeden Fall nach meiner Rückkehr darüber reden, hatten wir uns versichert. Oder wenn er nicht mehr so kaputt von seinem Schichtdienst war. Wir würden uns Zeit in unserem Terminplan freihalten, uns zusammensetzen und alles festlegen. Aber wenn es um ein Gespräch ging, das mög-

licherweise alles ändern würde, wo wir lebten, ob wir heirateten, was ich mit meinem Geschäft machen sollte, fühlte sich irgendwie keiner von uns so recht bereit – oder erwachsen genug –, die Initiative zu ergreifen.

Und in Wahrheit wusste ich, abgesehen davon, dass ich mit Sam zusammen sein wollte, überhaupt nicht genau, was ich wollte.

«Wenn ich zurück bin», sagte ich.

«Ich meine, wir könnten auch jetzt reden, aber ...»

«Du bist müde. Jetzt ist nicht der richtige Moment.»

Er rieb sich über die Augen, und ich wünschte, ich könnte ihn an mich ziehen.

«Ich vermisse dich.»

«Ich vermisse dich mehr.»

«Das ist unmöglich.»

Er lächelte, und ich fühlte mich kurzfristig besser, wie jedes Mal, wenn Sam mich anlächelte. Doch als er sich ausloggte, stellte ich fest, dass mir Tränen in die Augen gestiegen waren.

Ich stand in der Schlange vor dem Supermarkt, als ich ihn sah. Wir hielten uns an die Klebeband-Markierungen auf dem Boden, je zwei Meter voneinander entfernt, schoben uns jeweils eine Markierung weiter und blitzten über unseren Masken jeden an, der einen Schritt zu weit nach vorne trat – und da wurde mir bewusst, dass mir der Mann drei Markierungen weiter hinten irgendwie bekannt vorkam. Er beugte sich, die Plauze über den Bund seiner Jogginghose hängend, erschöpft über einen Dreifach-Buggy, in dem drei brüllende Kleinkinder halbleere Milchfläschchen gegeneinanderschwangen.

Als ich genauer hinsah, zog er seine Maske herunter.

«... *Patrick?*» Ich starrte ihn an.

«Lou!», sagte er. Die beiden Leute zwischen uns traten augenblicklich besorgt zurück.

«Du ... du siehst ... Wow. Sind das ... deine?»

Er brachte ein Lächeln zustande. «Yup! Alle drei! Vater zu sein, ist ... super. Einfach ... super. Das Beste, was ich je gemacht habe. Meine Angetraute hat heute Nachmittag mal eine kleine Auszeit, also hab ich mir gesagt, ich nehme die Kinder mit.»

«Ich dachte, im Supermarkt sind keine Kinder erlaubt.»

«Oh, ich lasse sie draußen stehen. Die nimmt schon keiner mit.»

Er sah die Kinder einen Moment lang an und sagte noch einmal, wie zu sich selbst: «Yup. Die nimmt keiner mit.»

«Unglaublich! Und wie geht's deiner Familie?»

«Gut», sagte er und rieb sich über die Augen. «Es geht alles gut. Das Leben ist super. Das heißt, ich hatte nicht viel Zeit zum Trainieren, also bin ich im Moment nicht so richtig wett-kampftauglich, aber ... na ja. Ich bin im Nullkommanichts wieder der alte Ironman.»

«Klar.» Ich wandte meinen Blick diskret von seinem Bauch ab. Wir starrten uns noch eine Weile an, so wie es Leute tun, die einmal zusammen waren und nun kaum mehr verstehen können, was sie verbunden hat.

«Also ... wohnst du immer noch in New York?»

«Ja. Bin hier, bis der Lockdown aufgehoben wird, und dann steige ich sofort wieder ...»

«... ins Flugzeug.»

«Yup.»

«Yup. Seltsame Zeiten ... seltsame Zeiten.»

Er sah nicht nur nicht aus wie Patrick. Er sah aus wie jemand, der Patrick verschluckt hat. Ich war noch dabei, mich auf diese neue Version meines Ex-Verlobten einzustellen, als er sagte: «Zu traurig, das mit Mr. Traynor.»

Ich sah auf.

«Hast du das nicht gehört? Er ist gestorben. Letztes Wochenende.»

Alles stand still.

«Was hast du gesagt?»

«Mr. Traynor.»

Ich konnte über das Klingeln in meinen Ohren kaum etwas verstehen.

«Du weißt doch, Wills Dad.»

Als ich ihn weiter anstarrte, fügte er hinzu: «Es hat in der Zeitung gestanden. COVID-19. Sie haben es im Nachrichtenteil gemeldet, und in den Todesanzeigen hinten stand es auch. Im letzten *Stortfold Recorder*.»

«Aber ... er hat ein kleines Kind.»

«Ist jetzt sechs Jahre alt. Ich weiß. Es ist wirklich traurig. Aber er war alt. Hätte sich besser abschirmen sollen.»

Ich drehte mich um und ging weg, bevor er noch mehr sagen konnte. Ich wusste nicht einmal, wohin ich ging. Ich wusste nur, dass mir übel und schwindelig war, sodass ich aus der Schlange wegmusste. Am Rand bekam ich noch mit, dass Patrick mir «War schön, dich zu sehen!» nachrief, während ich den Parkplatz überquerte.

Mr. Traynor war der erste Mensch aus meinem Bekanntenkreis, der an dem Virus gestorben war. Bis jetzt war es etwas Abstraktes gewesen; ein ungreifbares Monster, das am Hori-

zont lauerte. Aber jetzt hatte es sich Mr. Traynor geholt. Ich dachte an seine Freundlichkeit, als ich mit der Arbeit in seinem Haus angefangen hatte. Die sanfte, liebevolle Art, auf die er mit Will umgegangen war. Ich hatte enormes Mitleid mit Mrs. Traynor, trotz ihrer Scheidung. Ich dachte an Lily. Wir hatten dieses Jahr kaum miteinander gesprochen, und nun fühlte ich mich schrecklich. Eine ihrer letzten Verbindungen zu ihrem Vater war verlorengegangen.

Diese Sache war real.

Alles hatte sich verändert.

Ich versuchte an diesem Abend drei Mal, Sam anzurufen, aber er nahm nicht ab, und ich kämpfte meine aufsteigende Panik nieder. Ich ließ mir ein Bad ein und weinte, während das Wasser lief, damit meine Eltern es nicht hörten. Ich fühlte mich plötzlich überfordert, als würden all die guten Dinge, die mein Leben ausgemacht hatten, all die Dinge, die ich für sicher gehalten hatte, wie Seifenblasen zerplatzen. Ich tauchte mit dem Kopf unter das Wasser und fragte mich zum ersten Mal, ob mein Leben – jedermanns Leben – jemals wieder so werden würde wie zuvor.

Etwas Düsteres senkte sich auf mich herab, und ich konnte es nicht abschütteln. Ich sah mir keine Nachrichten mehr an, unfähig, das Leid anderer Menschen zu verkraften. Stattdessen verkroch ich mich in mein Zimmer, kuschelte mit Dean Martin und wünschte mir, ich könnte mich einfach hinlegen und schlafen, bis das alles vorbei war. Ich bekam Mails, die meine Arbeit betrafen, doch mir fehlte die Energie, sie zu beantworten. Ich dachte an die Tatsache, dass ich nie wieder mit den Mädels im Emporium sein würde, wir nie wieder in Begeiste-

rung über die Stickerei auf einem Ossie-Clark-Overall ausbrechen oder Schafsfell-Mäntel aus den 1970ern drapieren würden, die immer noch so rochen, als würde ein Schaf aus den 1970ern drinstecken. Ich trauerte um meinen Lebenstraum. Alles ruiniert. Alles umsonst.

Mum trieb sich laut aufseufzend vor meiner Zimmertür herum, und ich fragte mich miesepetrig, ob man in diesem Haus eigentlich überhaupt nichts tun konnte, ohne dass es irgendjemand mitbekam. In den ganzen Social-Media-Kanälen schien es nur noch entweder um Ängste oder Sauerteig zu gehen, also besuchte ich die Seiten nicht mehr.

Treena schrieb mir mehrmals per SMS, dass sich Mum Sorgen um mich machte. Mum wiederum brachte mir Tee und sagte, ich solle Treena anrufen, weil sie sich Sorgen um mich machte. Dad klopfte an die Tür, weil er wissen wollte, ob wir noch irgendwo Schokoladenkekse hatten. «Ich möchte nicht selber in den Supermarkt gehen. Das ist mir unheimlich.»

Sam schrieb mir eine SMS. *Sorry. Die Situation hier ist dramatisch. Melde mich, wenn ich kann. Liebe dich xx.*

Ich scrollte auf meinem Smartphone durch die Fotos, die ihn und uns beide zusammen in einer anderen Welt zeigten, weil ich befürchtete, langsam zu vergessen, wie er aussah. In meinen besonders deprimierten Phasen fragte ich mich, ob ich ihn überhaupt noch einmal wiedersehen würde. Was wäre, wenn er sich anstecken und dort drüben sterben würde, getrennt von allen Freunden, umgeben von maskierten Gesichtern und Schutzwänden? Er war ein Mensch, der die Sicherheit anderer über seine eigene stellte. Die Art Mensch, die einem anderen ihre Maske geben und einen Infizierten

umarmen würde, wenn es etwas helfen könnte. Ich wünschte, ich hätte nicht all die Geschichten über gesunde Leute gelesen, die sich angesteckt hatten und innerhalb von Tagen gestorben waren. Bei dem Gedanken wurde mir schwindlig, und ich zog die Knie an die Brust und kniff die Augen zu. Und dann schlief ich wieder ein.

Irgendwann während dieser seltsamen, dahinmäandernden Tage platzte Mum mit einem Stapel Wäsche in mein Zimmer, legte ihn auf meine Kommode und sagte: «Jetzt komm. Es ist Zeit zum Aufstehen.»

Ich zog die Decke über den Kopf und murmelte: «Ich kann nicht. Ich bin krank.»

«Nein. Du bist ein bisschen niedergeschlagen. Das ist ein Unterschied.»

«Ich bin zu müde.»

«Steh auf. Es ist Donnerstagabend. Es ist Zeit für den Beifall.»

«Oh Gott, Mum. Es ist mir egal, was die Nachbarn denken.» Meine Eltern nervten mich inzwischen richtig.

Mum zog die Vorhänge auf und musterte stirnrunzelnd die schmutzigen Teebecher auf meinem Nachttisch.

«Es geht nicht um die Nachbarn. Es geht darum, dass wir die Leute unterstützen, die dort draußen weiter arbeiten. Leute wie dein Sam. Von uns verlangt man schließlich kaum mehr, als auf unserem Hintern zu sitzen. Also los. Aufstehen.»

«*Ich kann nicht ...*» Ich begann zu weinen. «Mit meinem Laden ist es vorbei. Die Mädels können die Miete nicht mehr bezahlen, und wir sind alle rausgeflogen. Es ist alles vorbei, Mum. Alles.»

Sie blieb am Fußende des Betts stehen und wartete, bis ich

aufhörte zu schluchzen. Ich konnte nicht aufhören. Ich konnte nicht fassen, was über mich hereinbrach.

«Das tut mir leid, Liebes», sagte sie schließlich. «Das ist hart. Ich weiß, was dir dieses Geschäft bedeutet hat.» Sie atmete langsam aus. «Diese Sache bringt so vielen Menschen so viel Kummer.»

Sie nahm meine Hand und drückte sie. Dann, während ich noch schniefte, zog sie mir die Bettdecke weg und warf sie auf den Boden. «Jetzt stehst du auf. Und leg ein bisschen Lippenstift und Rouge auf und kämm dir die Haare. Du siehst aus wie ein verregnetes Wochenende in Hull.»

Ich schaffte es um eine Minute vor acht nach draußen und blinzelte in das ungewohnte Tageslicht. Während Mum an der Gartentür stand, klatschten Dad und ich hinter ihr lethargisch in die Hände. Mum schlug mit einem Pfannenwender auf einen Kupfertopf, den sie noch einmal extra gereinigt hatte («Ich lasse nicht zu, dass Carole erzählt, ich wüsste nicht, wie man mit einem Scheuerschwamm umgeht»), und Dean Martin bellte wie jeden Donnerstag bei dem unerwarteten Lärm.

Das alles erschien mir plötzlich wie eine vollkommen sinnlose Aktion. Wen kümmerte das schon, abgesehen von den Angebern auf den Social-Media-Kanälen? Ich hörte die Beifallsrufe und die Hupen und das Töpfeschlagen und Mrs. Fitzwilliam, die auf der Straße Dudelsack spielte, weil sie hoffte, dass jemand eine Aufnahme von ihr bei YouTube einstellte, und ich sah ständig auf die Uhr, um festzustellen, wie lange ich noch hier stehen musste.

Und dann bemerkte ich die Kinder.

Ich hatte vergessen, dass es in unserer Straße überhaupt Kinder gab. Dieser Tage wurde nicht draußen gespielt. Keine Roller flitzten an unserer Tür vorbei, und kein Fußball landete in unserem winzigen Vorgarten.

Zwei von ihnen standen in dem Vorgarten des Hauses gegenüber, blass und müde sahen sie ängstlich zu ihren Eltern auf. Die Kinder, dachte ich, sahen trauriger aus als ich.

Mum folgte meinem Blick. «Die armen Schäfchen. Sie müssen sich zu Tode langweilen. Die meisten Gärten hier sind kaum größer als eine Briefmarke. Und die Kleinen in den Mietwohnungen haben nicht mal das.»

Die Gesichter der Kinder gingen mir nicht aus dem Kopf, als wir unsere Haustür wieder zugemacht hatten. Ich saß an diesem Abend mit Mum und Dad vor dem Fernseher und überlegte dabei, wie es wohl war, sieben Jahre alt zu sein und dreiundzwanzig Stunden am Tag in der Wohnung bleiben zu müssen. Monatelang. Als Kinder waren wir mit dem Fahrrad oder zu Fuß in unseren Straßen herumgestromert, eine halb verwilderte Bande, hatten uns Mutproben gestellt, wie die Hand in Büsche mit Wespennestern zu stecken oder vom Garagendach zu springen. Die stärkste Erinnerung an meine Kindheit war das Gefühl der Freiheit. Und nicht die an ein gestaltloses Monster, das dich im Haus einsperrte wie einen Sträfling und damit drohte, deine Großeltern umzubringen, falls du versuchen solltest, sie zu umarmen.

In dieser Nacht konnte ich nicht schlafen. Um Viertel nach eins ging ich im Hausmantel vor die Garage. Es war so still auf der Straße, dass man die Vögel in den Bäumen rascheln hören konnte. Mit einem Keuchen zog ich das Garagentor auf, ließ das Neonlicht flackernd zum Leben erwachen und starrte

nachdenklich auf die sechs riesigen Kartons mit der Vintage-Kleidung meines nicht mehr existierenden Ladens.

Am nächsten Tag stellte ich bei der WhatsApp-Gruppe der Straße einen Post ein. (Die Gruppe hatte sich gegründet, um einen Einkaufsdienst für die Risikopatienten zu organisieren, schien aber inzwischen kaum mehr zu melden als Beschwerden über Falschparker, Lärm und ein stasiartiges Schreiben dazu, wer wen im Garten hinter dem Haus besucht hatte.)

«Wenn ihr mir schreibt, wer eure Lieblingsgestalt aus dem Fernsehen oder euren Bilderbüchern ist und wie alt ihr seid, mache ich euch für den NHS-Beifall nächste Woche ein Kostüm. Kostenlos.

Louisa Clark aus der Renfrew Road Nr. 17
(The Bees Knees Clothes Agency)»

Einen Tag lang kam keine Reaktion. Ich fragte mich, ob die Leute dachten, es wäre irgendein Haken daran, oder ob ihnen die Sache einfach ein bisschen zu sonderbar vorkam. Und dann, um sechs Uhr abends, meldete mein Smartphone eine WhatsApp-Nachricht.

«Wenn Sie die Frau von gegenüber sind, wäre ich gern Prinzessin Elsa aus *Die Eiskönigin*. Ich bin acht. Mein Bruder mag *Wo ist Walter?*. Er ist fünf. Michelle Rodman. Hausnummer 14.»

«Mum? Kennst du Michelle Rodman?»

«Oh ja, was für ein süßes Mädchen. Mit einem hübschen Rotschopf.»

«Sie will eine Prinzessin sein. Ich werde ihr ein Kostüm machen.»

«Das ist großartig.» Sie runzelte kurz die Stirn. «Nur damit du es weißt ... sie ist eine gute Esserin. Du willst ja wahrscheinlich nicht, dass ihr das Kostüm am Ende ... zu klein ist.»

«Hab's verstanden.»

Ich ging rüber zur Nummer 14, klingelte und bat Michelle Rodmans Mutter darum, dass sich ihre Tochter ans Fenster stellte, damit ich mir eine Vorstellung von ihren Körpermaßen machen konnte. Das Mädchen stellte sich auf, lächelte mich schüchtern durchs Fenster an, dann sprang ihr Bruder vor sie, streckte mir die Zunge heraus, und ich verabschiedete mich von ihnen, indem ich den Daumen hob.

Ich war einen ganzen Nachmittag beschäftigt. Ich wühlte mich durch zwei Kleiderkartons in der Garage, trennte einen zartblauen Satin-Morgenmantel auf und nähte einen Überwurf aus einem schimmernden Spitzenvorhang. *Wo ist Walter?* war eine etwas größere Herausforderung, aber ich arbeitete ein gestreiftes T-Shirt um, indem ich es an den Seiten zusammenkniffte. Dann machte ich aus einem Wollknäuel und zwei Kartonscheiben einen Pompon und nähte ihn an eine Wollmütze von Thom. Als ich Mum die Ergebnisse zeigte, klatschte sie in die Hände.

«Oh, sie werden begeistert sein, Louisa. Du bist wirklich ein Wunder mit Nadel und Faden.»

Aber noch wichtiger war, dass ein ganzer Tag mühelos vergangen war. Ich war so in meine Arbeit versunken gewesen, dass ich kaum Zeit gehabt hatte, mir Sorgen über mein weiteres Leben zu machen. In dieser Nacht schlief ich geschlagene zehneinhalb Stunden.

Am nächsten Tag kam eine Nachricht von Hausnummer 27.

«Kann ich bitte ein Kostüm haben? Ich bin neun, und ich möchte Lord Voldemort sein.»

Das war einfach. Ich nähte den Saum eines braungrünen Schlafanzugs um und passte den Kragen an. Mit dem Gesicht würde es schwieriger werden, aber ich überließ es den Eltern des Jungen, sich einfallen zu lassen, wie sie seine Nase loswurden. Danach tröpften weitere Anfragen ein. Ich hatte Pippi Langstrumpf, RuPaul, die kleine Meerjungfrau (das Haar machte ich aus orangefarbener Wolle, die ich an ein Stirnband nähte) und Lyra aus *His Dark Materials*. Es war gut, etwas zu tun zu haben, den Tag mit einer Aufgabe zu beginnen und ihn mit dem Gefühl zu beenden, etwas erreicht zu haben. Mum stellte ihre Nähmaschine auf und begann, mir zu helfen, sie strickte einen Schal für Harry Potter und suchte alte Strumpfhosen für Batman heraus. Dabei fiel ihr ein Nachthemd von Großvater in die Hände, aus dem wir ein Willie-Winkie-Kostüm machen konnten, und wir standen beide vor der aufgezogenen Schublade und schauten auf den weichen Stoff in ihrer Hand.

«Ich bin froh, dass er das nicht mehr erleben muss», sagte Mum und faltete das Nachthemd mit sanften Bewegungen zusammen.

«Ich auch.»

Ich umarmte sie kurz, und mir schoss durch den Kopf, was es plötzlich für ein seltsames Gefühl war, in so engem Kontakt mit einem anderen Menschen zu sein.

Am Donnerstagvormittag gingen Mum und ich durch die Renfrew Road, legten die eingepackten Kostüme vor die jeweiligen Häuser und klingelten, damit die Leute wussten, dass wir da gewesen waren. Und dann warteten wir.

Um fünf vor acht, nachdem Mum ihren besten Topf und ihren ältesten Kochlöffel ausgesucht hatte («Ich zerbreche sie immer»), wagten wir uns vor die Tür. Dad hob ein Bier in Richtung der Nachbarn von gegenüber. Ein paar Leute aus der Nachbarschaft grüßten sich und machten leise Bemerkungen darüber, wer zugenommen oder wessen selbstgemachter Haarschnitt missraten war. Sid, der behauptete, einmal Bass für AC/DC gespielt zu haben, hob seine Gitarre, aber alle riefen «Neeeeiiiiin, Sid», und er zog sich in sein Haus zurück. Es war nicht fair, anderen Leuten zusätzlich zu der weltweiten Pandemie eine weitere Interpretation von «Smoke on the Water» zuzumuten.

«Sie haben sie nicht an», sagte ich, während ich mich umsah.

«Es sind noch nicht alle draußen, Schatz», sagte Dad. «Viel leicht sitzen sie noch beim Abendbrot.»

«Um acht Uhr abends? Wir sind doch keine *Kontinental-europäer*», sagte Mum.

Und dann, als gerade der erste Beifall in der Straße erklang, tauchte Lord Voldemort auf. Seine Eltern hatten ihm einen hellen Nylonstrumpf über den Kopf gezogen, um seine Gesichtszüge unkenntlich zu machen, und das sah, musste ich anerkennen, bemerkenswert gruselig aus. Wir winkten ihm zu und klatschten wie wild. Und dann kam Lyra vor ihren Eltern aus dem Haus, ein ausgestopfter Otter auf der Schulter. Die Kinder gingen nach vorn zu den Gartentüren, riefen sich zu, wen sie darstellten, und präsentierten ihre Kostüme. Die

Nachbarn begannen, sich über das Klappern von Pfannen und Bechern hinweg zu unterhalten. *Pippi Langstrumpf. Wo ist Walter?. Paddington Bear.*

«Was hat das zu bedeuten?»

«Es ist eine Verkleidungsaktion. Einfach, um die Kinder ein bisschen aufzumuntern.»

«Eine hübsche Prinzessin Anna!»

«Das ist Elsa.»

«Pfft», stieß Dad aus. «Sogar ich kann Anna von Elsa unterscheiden.»

Die Kinder, die sich nicht gemeldet hatten, begannen, mit ihren Eltern zu reden. Ein paar zeigten auf mich. Pippis Mutter kam herüber und blieb in den vorgeschriebenen zwei Metern Entfernung stehen. «Sie ist vollkommen begeistert», sagte sie. «Sie will das Kostüm sogar zum Schlafen anbehalten. Danke. Das hat ihr wirklich Freude gemacht.»

Das Mädchen sah mich schüchtern an.

«Gern geschehen, wirklich», sagte ich. «Und du siehst toll aus!»

Pippi wollte mich umarmen, aber ihre Mutter hielt sie eilig zurück, und wir hielten einen Moment inne, bevor wir uns verlegen anlächelten. Pandemie-Verhalten.

Abends erzählte ich Sam davon. Ich wollte ihm etwas Gutes erzählen. Er hatte mich über Skype angerufen, war gerade von seiner Schicht zurück, und ich betrachtete seine müden Schultern und unsere Pinnwand hinter seinem Kopf, an der die Zettel mit den Zahnarztterminen hingen, zu denen wir nicht mehr gehen würden, und die Tickets für das Konzert im Central Park, das abgesagt worden war, und die Fotos von uns

beiden gemeinsam, und mein Bedürfnis, bei ihm zu sein, war so groß, dass ich mich gerade noch zurückhalten konnte, mich durch meinen Laptop-Bildschirm zu graben.

«Das klingt großartig», sagte er und lächelte, aber seine Augen waren rot unterlaufen, und um die Nase hatte er Abdrücke von der Maske, die er ständig tragen musste.

«Nächste Woche mache ich Sachen für Erwachsene.»

«Überanstreng dich nicht», sagte er. «Du siehst ... müde aus.»

«Mir geht's gut.»

«Sagt die Frau, die gestern bei dem Gespräch mit mir eingeschlafen ist.»

Ich war mit dem Kopf auf dem Tisch aufgewacht, und ein leerer Bildschirm zeigte die Wand unserer Wohnung und eine Nachricht, die mir Sam geschrieben hatte: *Bin zur Arbeit. Ich liebe dich xxx*

«Wie war es heute?»

Er senkte kurz den Blick, dann schüttelte er den Kopf. «Nicht so toll.»

Wir schwiegen einen Moment, dachten an das viele Leid, das sich hinter diesen drei Worten verbarg.

«Bitte pass auf dich auf.»

«Mach ich.» Er rang sich ein Lächeln ab. «Wirklich. Und es ist eine schöne Vorstellung, wie du die ganze Straße mit deinen Kostümen verkleidest. Erinnerst mich daran, dass es abgesehen von dieser Sache noch ein anderes Leben gibt.»

«Tja, ich kann genauso gut noch was Sinnvolles mit all dieser Kleidung anfangen, oder?», sagte ich und versuchte, nicht traurig zu klingen.

Ich erzählte ihm nicht, dass mich überhaupt nur die Ar-

beit an der Nähmaschine aufrecht hielt. Dass ich mich in den Momenten, in denen ich nichts tat, entweder sterbensmüde oder schwindelig vor Angst fühlte. *Schau nur auf deine Füße*, sagte ich mir und brachte mich dazu, ihn anzulächeln, mit einem breiten, ermutigenden Lächeln. Dann loggten wir uns aus.

Mum und ich durchsuchten die Kartons in der Garage nach sämtlicher Kleidung aus den 1940er und 50er Jahren. Ursprünglich hatten wir vorgehabt, den Erwachsenen Kostüme zum Victory Day anzubieten, aber die meisten Anzüge und Kleider waren viel zu eng für moderne Taillen. «Hier könnten wir ein paar Stoffstreifen einsetzen», sagte Mum und hielt ein Tweedkostüm hoch. «Die Knöpfe abtrennen und es weiter machen.»

«Ich bezweifle, dass die Nähte halten werden. Wir brauchen eine andere Idee.»

«Ich glaube, das mit den Figuren aus Filmen und Büchern funktioniert bei Erwachsenen nicht», sagte Mum, als wir abends über Zoom mit Treena sprachen. «Aber wir wollen auch keine «Flittchen oder Pastoren». Oder den Wilden Westen. Oder als was sich die Leute sonst gern verkleiden, das ist nämlich meistens unständig. Ist es nicht meistens unständig?»

«Was wird Dad anziehen?», fragte Treena.

«Dein Vater wird dabei ganz bestimmt nicht mitmachen. Ich kann mich schon freuen, wenn ich ihn dazu bringe, sich an die Tür zu stellen.»

Treena setzte ihre Denkermiene auf. Die, von der Dad sagte, sie sähe damit aus wie ein Huhn beim Eierlegen. «Der Beifall

gilt den NHS-Helden, oder?», sagte sie. «Also erklärt ihnen, sie sollen als ihre Heldinnen und Helden kommen.»

Dieses Mal kam eine solche Flut von Antworten, dass Mum und ich kaum hinterherkamen. Wir hatten zwei Malalas und einen Kenny Dalglish, einen Churchill und einen David Bowie. Wir hatten einen Stirling Moss und einen Prince, und Greg Abbott aus der 43 schickte ein Bild von sich in Unterhosen und gleich darauf die Entschuldigung, dass er das Bild eigentlich an die *Weight Watchers* hatte schicken wollen.

«Von wegen *Weight Watchers*», sagte Dad.

Dieses Mal schienen sich alle Nachbarn zu beteiligen. Als Mum zum Eckladen ging, um Milch zu holen, hielten sie zwei Leute an, die ihre Maße überprüft haben wollten, und andere, um ihr von Accessoires zu erzählen, die sie auf ihren Speichern oder ganz hinten im Schrank gefunden hatten. Eine Kunststudentin namens Melanie fragte in der WhatsApp-Gruppe, ob sich jemand an dem Abend fotografieren lassen wollte, und erklärte, wenn wir die Bilder hinterher im Gemeindezentrum aufhängen würden, wäre das eine schöne Dokumentation aus einer seltsamen Phase unseres Lebens. Ich musste mit einem Paar aus der Nachbarschaft verhandeln, dessen Wünsche ich nicht erfüllen konnte. («Ich habe keine Ballkleider aus dem achtzehnten Jahrhundert. Und wie man einen Brad Pitt machen sollte, weiß ich eigentlich auch nicht.») Trotzdem herrschte im Vorfeld des Donnerstags definitiv gespannte Erwartung. Mum und ich arbeiteten pausenlos, trennten Sachen auseinander, nähten sie anders zusammen, färbten sogar zwei Stücke um.

Erst am späten Donnerstagnachmittag waren wir fertig. Wir

saßen am Küchentisch, umgeben von Stoffresten und kaputten Reißverschlüssen und den Überbleibseln dessen, was einmal mein wertvoller Warenbestand gewesen war. Als Mum das letzte Päckchen verschnürt hatte, ließen wir uns auf unseren Stühlen zurücksinken und atmeten tief aus.

«Glaubst du, die Sachen werden ihnen gefallen?»

«Im Moment, Louisa, ist mir das vollkommen schnuppe. Wir haben getan, was wir versprochen hatten.» Mum strich sich das Haar aus dem Gesicht, dann warf sie einen Blick auf die Uhr. «Wo ist dein Vater? Ich habe ihn schon vor einer halben Stunde gebeten, uns einen Tee zu machen.»

Ich schloss die Augen, doch mir wurde sofort klar, dass ich die Beifallsrunde um acht höchstwahrscheinlich einfach verschlafen würde, wenn ich sie noch einen Moment länger geschlossen hielt. Ich konnte mich nicht erinnern, schon jemals so müde gewesen zu sein. Als ich die Augen wieder aufschlug, hatte mich Mum ins Visier genommen.

«Jetzt sieh dich an! Bis wann hast du letzte Nacht genächt?»

«Ungefähr bis Viertel vor zwei.»

«Hast du noch andere Symptome? Du weißt, dass Müdigkeit eines der Anzeichen für ...»

«Ich bin nur unausgeschlafen, Mum.»

Sie schüttelte den Kopf.

«*Bernard?* ...» Sie stand auf und warf einen Blick in den Flur.

«*Bernard?* Oh, so langsam reicht's mir wirklich mit ihm.»

«Schon gut, Mum. Ich mache uns den Tee.»

Doch Mums Wangen waren untypisch gerötet. «Nein, Lou. Es ist nicht gut. Er sitzt einfach nur einen Tag nach dem anderen herum, sagt, dass er sich elend fühlt, und tut keinen Handschlag. Glaubst du, ich bin nicht deprimiert? Glaubst du,

ich würde nicht am liebsten jeden Morgen heulen oder nicht nachts wach liegen und mir Sorgen darüber machen, wie es weitergehen wird? Mir fehlt mein Kurs an der Abendschule mehr, als du es dir vorstellen kannst. Mir fehlen meine Ausflüge nach London. Mir fehlen meine Enkel so sehr, dass es schon weh tut. Aber irgendwer muss den Laden am Laufen halten. Irgendwer muss das Essen kochen und im Haus für Ordnung sorgen und den Kleinen vorspielen, dass alles gut wird. Irgendwer muss versuchen ... einfach *versuchen* ... ich bin einfach ... dein Dad sorgt dafür, dass ich mich manchmal sehr einsam fühle. Das ist alles. Wie auch immer. Ich bin froh, dass du da bist. Weil ich ehrlich gesagt nicht weiß, wie ich das ohne dich durchgestanden hätte.»

Sie putzte sich energisch die Nase. Dann, als ich behutsam aufstand und Wasser aufstellte, atmete sie tief ein.

«Entschuldige.»

«Du musst dich nicht entschuldigen, Mum.»

«Aber ich sollte dir nichts vorjammern. Glaub nicht, dass ich nicht weiß, wie schrecklich du Sam vermisst. Das weiß ich. Es ist schrecklich schwer, von dem Menschen getrennt zu sein, den man liebt. Und ich finde, du warst sehr tapfer, was deinen Laden und alles andere angeht.» Sie nickte. «Sehr tapfer, wirklich. Ich möchte nur, dass du das weißt.»

Meine Mutter und ich sind nicht so für Umarmungen. Aber die Umarmung, in die sie mich in diesem Moment zog, war eine der besten meines Lebens.

Diese Woche hatte Mum das Sieb und ein Messing-Salatbesteck mit ausgezeichneten Dezibel-Qualitäten für Dad vorgesehen, doch als die Zeit für den Beifall kam, war er noch immer

nicht aufgetaucht. «Es ist einfach typisch für ihn, dass er sich ausgerechnet diesen Moment aussucht, um endlich einen Spaziergang zu machen», murmelte sie, während sie ihre I LOVE THE NHS-Schürze umband. «Aber als ich mit ihm durch den Park gehen wollte, konnte ich ihn nicht dazu bringen.» Sie war immer noch wütend auf ihn, weil er den Tee nicht gemacht hatte. Meine Mutter konnte sich über Jahrhunderte in einen Groll verbeißen. Ich wischte mir übers Gesicht. Ich hatte nicht viel Zeit gehabt, mich fertig zu machen – tatsächlich hatten Mum und ich komplett vergessen, für uns selbst etwas zum Verkleiden zu machen. Aber ich zog das Chanel-Jäckchen an, den vergrabenen Schatz aus meinen sechs Kartons ersteigeter Ware, und kombinierte es mit einem marineblauen Hosenrock und einem Paar weißer Mary Janes. Welchen Sinn hatte es schließlich, in dieser Situation irgendetwas für eine bessere Gelegenheit aufzuheben? Was, wenn das hier schon die beste Gelegenheit war?

Mum bürstete ihr Haar und legte einen Spritzer Parfum auf – als würde es irgendjemand außer mir riechen – und stellte sich mit ihrer NHS-Schürze an die Gartentür, gerüstet mit ihrem zweitschlechtesten hölzernen Kochlöffel, den sie an den Boden eines Kochtopfs hielt wie ein Perkussionist, der auf seinen Einsatz vom Dirigenten wartet.

«Dort sind sie, Lou! Schau mal!»

Nach und nach kamen unsere Nachbarn aus ihren Häusern. Zuerst ein wenig verlegen und dann lachend und winkend, als sie sahen, dass sie nicht allein waren. Da war Gandhi, dessen Kostüm wir aus dem alten Bettlaken des Gästezimmers gemacht hatten. Da war Prince – Layla aus der 120 –, das Haar zu einer Pompadour-Frisur hochgesprayt und in einem violetten

Overall aus den 1970ern, an den ich Epauletten genäht hatte. Ich musste grinsen, als die Leute in den unterschiedlichen Kostümen auftauchten, und beklatschte ihre selbstgemachten Accessoires – eine Pappgitarre oder eine extravagante Perücke. Sie hatten sich so viel Mühe gegeben! Sie hatten so viel Spaß an den Outfits der anderen; sie riefen den anderen Erklärungen darüber zu, weshalb die Figur, die sie darstellten, wichtig für sie war. Und während wir klatschten und jubelten und die Kirchturmuhren acht schlug und das Geklapper der Töpfe dazukam, lächelte ich unwillkürlich über die Freude auf all den Gesichtern, die Fröhlichkeit der Kinder, die aus den Vorgärten rannten, um zu sehen, was die anderen trugen, und kichernd mit dem Finger auf sie zeigten. Die Kunststudentin Melanie ging auf dem Bürgersteig hin und her, fotografierte und arrangierte von den Mitgliedern der Haushalte Gruppenaufnahmen, damit gut herauskam, welche Verkleidungen sie gewählt hatten. Und Sid begann, auf seiner Gitarre «We Could Be Heroes» zu spielen, ohne dass sich irgendjemand beschwerte.

«Das haben wir erreicht, Lou», sagte Mum strahlend. «Sieh mal, wie fröhlich alle sind! Sieh dir das an. Oh, mir kommen die Tränen.»

Es hatte funktioniert. Ich spürte, dass etwas in mir abklang. Plötzlich tat es mir nicht mehr leid um meinen letzten Warenbestand. Ich war einfach nur glücklich in diesem Moment, in dem die Bewohner einer ganzen Straße etwas gefunden hatten, über das sie sich unbeschwert gemeinsam freuen konnten. Während ich versuchte, mir diesen Augenblick für immer einzuprägen, begannen die Nachbarn von gegenüber, zu tuscheln und dann laut loszulachen. Ich spürte eine Hand auf der Schulter und wirbelte herum. Da stand mein Vater in

einem rosafarbenen Tutu, einer Jeansjacke – und einem Paar schwarzgelber Ringelstrumpfhosen.

«... Dad?»

Mum ließ ihren Blick ungläubig an ihm herunter- und wieder hinaufwandern.

«Bernard? Was zum ...?»

«Ich weiß nicht, woher du diese Fähigkeit hast, Lou, alle Menschen in deiner Umgebung aufzuheitern. Aber du bist ein verflixtes Wunder, Lou, und ich bin unheimlich stolz auf dich. Also dachte ich, dass ich mich wohl als ... *du* verkleiden sollte. Du bist meine Heldin», sagte er und legte seine Hände um meine Wangen.

«Oh Bernard.» Mums Gesicht verzog sich vor Freude. Sie trat zu ihm und zog ihn überschwänglich in ihre Arme. Einen Moment blieben sie fest umschlungen stehen.

«Du kannst dir nicht vorstellen, was es für ein Kampf war, in diese Strumpfhosen hineinzukommen. Ich weiß nicht, wie ihr Frauen das macht.»

Mum brach in Gelächter aus und küsste ihn.

«Also gefalle ich dir wohl in den Dingern, was?», sagte er, als sie ihn schließlich losließ. Sie erschauerte.

«Oh Gott. Nicht im mindesten. Das ist ein Bild, das man nur sehr schwer wieder loswird. Aber ich liebe dich, du dummer Mistkerl.»

Und als ich mich umdrehte, wurde mir bewusst, dass die Nachbarn nicht Dad ansahen, sondern mich. Melanie war vor unserer Gartentür in die Hocke gegangen, den Fotoapparat gehoben, und die Leute hatten sich mir zugewandt, klatschten mir Beifall, Churchill, Malala, Stirling Moss, alle Gesichter strahlten mich an. Ich schüttelte verlegen den Kopf in Rich-

tung des Fotoapparates, wollte ihnen erklären, dass ich das nicht richtig fand, dass unser Beifall dem NHS gehören sollte. Dass die wahren Helden die Angestellten dort waren, und die Aufmerksamkeit von ihnen abzuwenden, bedeutete ...

Doch plötzlich verschwamm der Boden vor meinen Augen. Und dann wurde alles schwarz.

Sie muss einen Test machen.

Die Stimme meiner Mutter: «*Oh Gott, glauben Sie, dass sie ... sich angesteckt hat?*»

Wir machen zuerst einen Test, und entscheiden dann weiter. Gib ihr Sauerstoff. Würden Sie bitte zurücktreten, Madam?

«Was ist passiert?»

Ich saß auf dem Boden in unserem Wohnzimmer und sah zwei Leute von einem Rettungsteam in der Hocke vor mir, die mich über ihre Masken hinweg musterten. Die Frau hielt mein Handgelenk und schaute auf ihre Uhr, und als ich mich bewegte, setzte mir der andere sanft eine Sauerstoffmaske aufs Gesicht. Mum stand ein Stückchen hinter ihnen, bleich vor Angst. Dad drückte sich in seinen Ringelstrumpfhosen und seinem Tutu an der Tür herum. Die Rettungssanitäter zuckten bei seinem Anblick nicht mit der Wimper. Vielleicht war er in diesen seltsamen Zeiten noch nicht mal das Bizarrste, womit sie es an diesem Tag zu tun gehabt hatten.

«Sie sind ohnmächtig geworden.»

«Wirklich?»

«Meine Güte, du wiegst eine Tonne», sagte Dad. «Musste dich selber reintragen. Wie viel Extraportionen hast du denn gegessen?»

«Wie fühlen Sie sich?», fragte der Rettungssanitäter.

«Nicht besonders.» Ich drehte meinen Kopf zu Mum. «Ich habe mich schon seit Tagen nicht besonders gut gefühlt, ehrlich gesagt.»

Mum beugte sich zu mir, die Arme fest vor der Taille verschränkt, als wolle sie sich daran hindern, sie nach mir auszustrecken. «Ich wusste ja, dass du es übertreibst. Gehören Ohnmachtsanfälle zu den Symptomen? Louisa, kannst du noch was riechen? Soll ich ein paar Zwiebeln holen? Damit wir feststellen, ob sie die riechen kann? Oh Gott, haben Sie ihre Temperatur gemessen?»

Ich sank auf den Boden zurück. Danach baten die Leute von dem Rettungsteam meine Eltern, den Raum zu verlassen.

Zwei Stunden später saß ich im Schlafanzug in meinem Bett und unterhielt mich über den Computerbildschirm mit Sam. Auf meinem Nachttisch standen ein Becher Tee und ein Teller mit einem dicken Weißbrot-Sandwich, «damit du bei Kräften bleibst». Von unten drang leise die Stimme des Nachrichtensprechers aus dem Fernseher herauf, und ausnahmsweise empfand ich das als beruhigend und nicht als Beweis dafür, dass ich nicht das kleinste bisschen Privatsphäre hatte.

«Fühlst du dich trotzdem einigermmaßen?»

«Mir geht's gut. Ich hab es nur mit der Herstellung der Kostüme übertrieben.»

«Aber deine Mum hat gesagt, dass ein Rettungsteam da war.»

«Ja, waren sie.»

«Haben sie dich getestet?»

«Ja.»

«Und? Lou?»

Ich stellte den Bildschirmwinkel besser ein. «Also. Der Test

war positiv. Deswegen musst du dich darauf einstellen, dass ich nicht allein zurückkomme.»

Sam seufzte und schüttelte den Kopf. «Oh Gott. Lou – ich kann mich selbst um dich kümmern. Ich meine, sie werden dich nicht fliegen lassen, bis du keine Temperatur mehr hast. Aber ich glaube, ich verkrafte es nicht, wenn jetzt auch noch deine Eltern zusätzlich zu allem anderen kommen. Entschuldige. Aber die Wohnung ist so klein, und was ist, wenn sie sich bei dir anstecken ...?»

«Meine Eltern werden nicht kommen.»

«Wer denn dann?»

«Jemand, für den ich nicht mal ein zusätzliches Ticket kaufen muss.»

Er starrte mich an.

«... noch nicht, jedenfalls.»

Darauf herrschte ein langes Schweigen. Er musterte mich über den Bildschirm.

«Es war kein Corona-Test, den sie gemacht haben.»

Er runzelte die Stirn.

«Und es könnte sein, dass ich zur Notfallapotheke gegangen bin, um noch einen, na ja, noch drei Tests zu kaufen. Okay, vier. Nur, um sicher zu sein.»

«Heißt das ...?»

Ich nickte.

«Du ...?»

«Mir geht's gut. Komme mir nur ein bisschen dumm vor, weil ich es nicht bemerkt habe. Liegt schätzungsweise daran, dass ich total durcheinander war und die ganze Zeit gegrübelt habe.»

Er starrte mich noch einen Moment lang an. Dann senkte er

langsam den Kopf in seine Hand, die andere immer noch am Rand des Bildschirms. Ich wartete darauf, dass er sich bewegte.

«Sam? ... Sam?»

Ich hielt den Laptop zwischen den Händen. Ich sah, dass seine Hände zitterten. Vielleicht war das der falsche Moment gewesen, um es ihm zu sagen. Vielleicht war das alles zu viel zusätzlich zu dem, womit er es zu tun gehabt hatte.

«Sam? Alles okay? Bitte schau mich an ... Sam?»

Er brauchte einen Moment. Als er mich schließlich wieder ansah, standen Tränen in seinen Augen.

«Mir geht's gut. Ich bin nur ... glücklich.»

«Wirklich?»

«Ein Kind? Unser Kind? *Willst du mich auf den Arm nehmen?*»

Seine Miene war so weich wie geschmolzene Butter. Es standen solche Freude und Sanftheit in seinem liebenswerten, erschöpften Gesicht, dass ich auch anfangen musste zu weinen. So sahen wir uns einfach eine Zeitlang weinend und lachend an.

Nur du konntest es fertigbringen, ausgerechnet in einer verflixten Pandemie schwanger zu werden, hatte Dad gesagt. Du musst es Covidia nennen.

Mach dich nicht lächerlich, hatte Mum gesagt.

Dann vielleicht Pamdemic.

«Oh Lou. Oh mein Liebling. Gut gemacht.»

Ich legte den Kopf schräg. «Es könnte sein, dass du auch *eine Kleinigkeit* damit zu tun gehabt hast.»

«Abzüglich der Kleinigkeit, danke.» Er wischte sich übers Gesicht. «Ein Kind. Ich kann es noch gar nicht richtig verstehen.»

«Tja, du hast sechseinhalb Monate, um es zu verstehen.»

«Und alles ist okay?»

«Alles gut. Zehnte Woche. Mir war ab und zu ein bisschen schlecht, aber ich hab einfach gedacht ... du weißt doch, dass wir zurzeit alle möglichen seltsamen Symptome an uns wahrnehmen.»

«Zehn Wochen. Gut ... Gut. Oh, das ist einfach ... Oh Gott, ich wünschte, du wärst hier. Ich würde dich eine Ewigkeit lang umarmen. Dich und ...»

«... den Wurm.»

«Yup. Wir werden uns aber einen besseren Namen ausdenken müssen.»

Wir starrten uns weiter an, zerflossen vor Lächeln. Plötzlich konnten wir an nichts anderes mehr denken als an die Zukunft. Ich konnte es ihm vom Gesicht ablesen. Wir beide mit einem Baby. Ein kleiner, pummeliger Mini-Sam. Sam, mit seiner liebevollen Miene. Meine Eltern unten, begeistert und aufgeregt, die Bier tranken und sich in ihrer gemeinsamen Freude anstrahlten. Eine Zukunft, die plötzlich von der Aussicht auf Glück, auf Hoffnung erfüllt war.

«Wir werden jetzt ein paar Entscheidungen treffen müssen.»

«Ja, das werden wir.»

«Aber es passieren auch gute Dinge, Sam Fielding», sagte ich und legte meine Hand auf den Bildschirm. Er hob seine, legte sie auf meine, und plötzlich schien mir unser Wiedersehen überhaupt nicht mehr in weiter Ferne zu liegen. «Stimmt's?»

Er schloss einen Moment lang die Augen, bevor er nickte.

«Ja, das tun sie, Louisa Clark. Das tun sie wirklich.»

ro
ro
ro

«Trag deine
Ringelstrumpfhosen
mit Stolz.
Fordere dich heraus.
Lebe einfach.»

Die Geschichte von
Louisa Clark



544 Seiten
978-3-499-26672-0



528 Seiten
978-3-499-29239-5



608 Seiten
978-3-499-27234-9

Aus dem Englischen von Karolina Fell